

DOSSIER

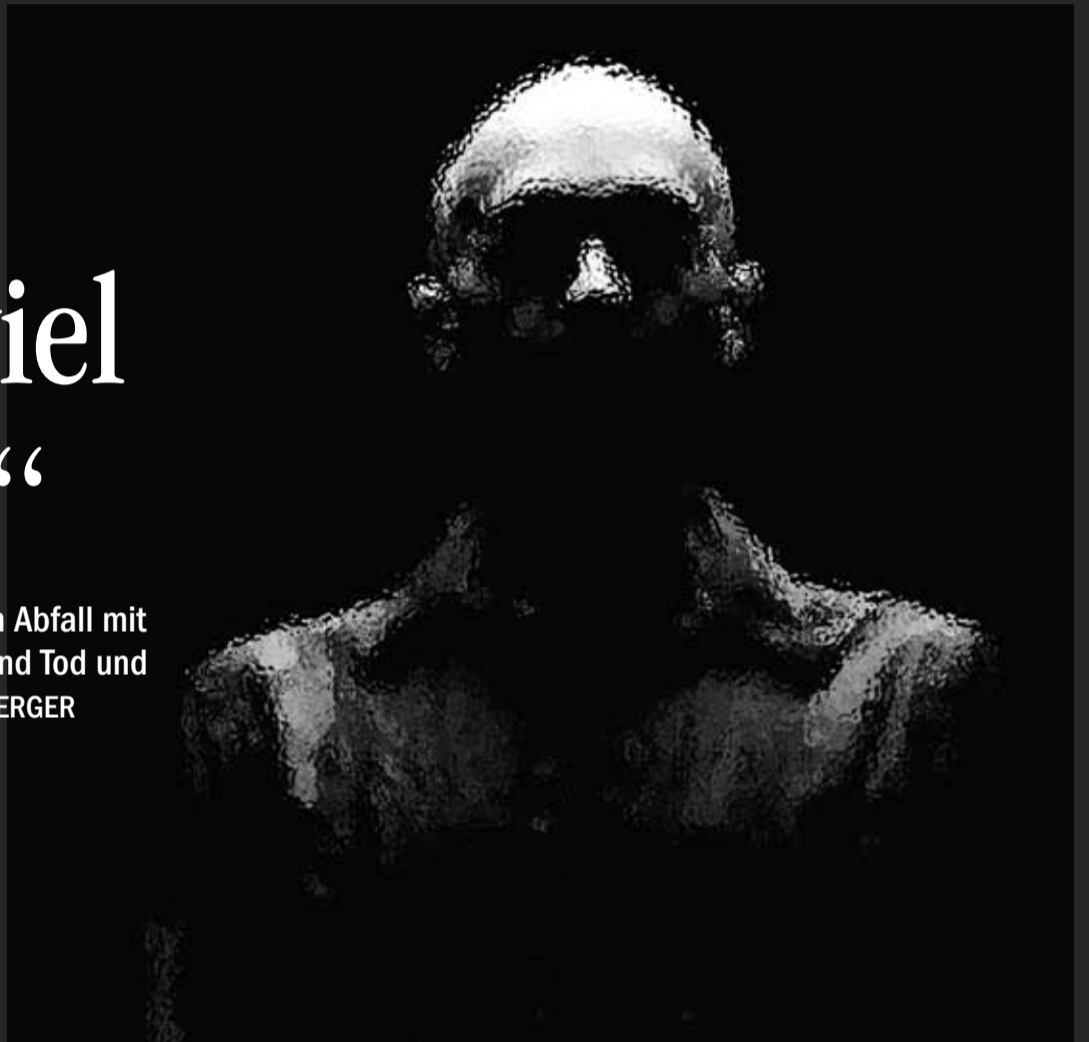
Im Zentrum dieses Dossiers steht die Geschichte einer mutigen Frau, die offen über ihren früheren Mann erzählen möchte; kein einfacher Schritt, denn ihr Mann hatte pädophile Neigungen. Es gibt wohl kaum einen menschlichen Abgrund, den wir mehr fürchten, und dennoch wird er nicht weniger bedrohlich, wenn

wir nur verachten und wegschauen. Im Gegenteil. Ein Dossier, das nichts verharmlosen, nichts rechtfertigen, sondern ein differenzierteres Bild über das Böse im Menschen zeichnen will. Ein Dossier über das schlimmste Gefängnis, in dem der Mensch stecken kann: er selbst.
REDAKTION: REGINE BOGENSBERGER

Gefängnis Ich

„Ich habe so viel zu verlieren!“

Eine glückliche Familie. Und dann die Papierschnitzel im Abfall mit den Worten „erotic boys“. Eine Geschichte über Leben und Tod und die Liebe, die dazwischen lag. VON REGINE BOGENSBERGER



Bronx, New York, Ende der 80er Jahre. Polizeisirenen heulen durch die Nacht. Eine Gruppe sozial Engagierter versucht, verwarloste, drogenabhängige Kids von den tristen Straßen zu holen. Darunter schwer süchtige Sechsjährige, HIV-positive Kinder und Jugendliche; Aids, die neue Bedrohung, ist gerade das Thema der US-Metropole. Kinder, die niemand gewollt hat, verwarlost, misshandelt, viele von ihnen auch sexuell missbraucht, schwer reparabile Kinderseelen. Unter den Helfern ist auch Sabina, eine junge Österreicherin, die freiwillig das Straßenkinderprojekt unterstützt. Sie kümmert sich speziell um Aids-kranken Kinder. Auch dabei ist Stephen, ein Kanadier, der besonders gut mit Kindern umgehen kann, immer ruhig, immer Herr der Lage, oft derjenige, der am schnellsten einen Draht zu den schwierigsten Kids aufbaut. Die jungen freiwilligen Helfer sind zunächst engagierte Idealisten. Danach kommt die Ernüchterung.

Nach zwei Jahren in New York geht Sabina nach Wien zurück und kümmert sich um die „Bronx“ von Wien. Sie

wird Suchtberaterin. Doch die Bronx und all ihre dunklen Seitenstraßen holen sie bald wieder ein.

Es war ein rein zufälliger Besuch. Stephen, der junge Kanadier von damals, war auf Durchreise und machte Zwischenstopp in Wien. So sah sie ihn wieder, und dieses Mal verliebten sie sich. Er studierte Medizin und bekam wenig später einen Turnusplatz an der Harvard Medical School in Cambridge, Massachusetts. Eigentlich hatte sie genug von den USA gehabt und wollte nicht zurück, aber die Liebe war stärker. Sie heirateten, kurz darauf kam ihre Tochter Sara, zwei Jahre später ihr Sohn Simon zur Welt. Sie waren eine glückliche Familie.

Bis zu jenem Tag im Mai 1998, als der Traum zerbrach. Im Mistkübel entdeckte Sabina seltsame Papierschnitzel: Irgendetwas mit „boys“. Sie pickte die Schnitzel feinsäuberlich aus dem Dreck, ging damit ins nahe Café, setzte die Teile herzklopfend zusammen. Da stand: „erotic boys“. Und eine Internetadresse. Sie hatten sich erst vor Kurzem eine Internetverbindung ins Haus legen lassen. Etwas später tippte sie die Adresse ein

und sah sich wieder in das Elend der Bronx zurückversetzt: nackte Buben; missbrauchte Kinder. Sie zwang sich, hinzuschauen.

Sabina konfrontierte ihren Mann wenig später mit ihrer Entdeckung. Als ihr fragender, irritierter Blick ihn traf, brach er innerlich zusammen. Stephen brach in Tränen aus, er rang nach Luft; er hatte noch nie darüber gesprochen, es war wie ein von ihm abgespaltenes Wesen, das nun plötzlich entdeckt schien. Die mächtige Fassade, die er errichtet hatte, war erstmals brüchig geworden, was dahinter lag, wollte er selbst niemals wahrhaben. Das ganze aufgestaute Leid brach aus ihm hervor:

Es fing an in der Pubertät, als er merkte, dass er sich zu Buben, um die zehn Jahre alt, hingezogen fühlte. Er wusste nicht, was er mit diesem schrägen Verlangen machen sollte. Es ging einfach nicht weg. Damals hatte er manchmal den Wunsch, in die Schule zu stürmen, alle niederzuschießen, so wütend war er auf die Welt. Er war nicht homosexuell, nicht bisexuell, nicht heterosexuell, er war ein Abschaum, so sah er sich und so würde ihn die Umwelt sehen; und weil nicht sein

durfte, was aber immer stärker und wie eine Sucht in ihm wuchs, wurde es verdrängt, so gut es ging, bis es doch über ihn siegte. Er gab zu, bereits eine Beziehung zu einem Jugendlichen in Kanada gehabt zu haben, dieser sei aber schon 14 gewesen, als es zu sexuellen Handlungen kam, was nach kanadischem Recht nicht mehr strafbar war.

Dasaßen sie nun, erzählt Sabina heute: „Ich bin ganz bei mir gewesen. Ich ließ es fürs Erste einfach so stehen. Ich nahm ihn nicht in den Arm. Es ist damals eine Welt für mich zusammengebrochen. Es ging uns bis dahin so gut als Paar, auch in unserer Sexualität.“

Bis dahin hatte sie in Bezug auf pädophile Männer eine radikale Meinung gehabt: „Schwanz ab!“ Zu viele missbrauchte Kinder hatte sie bereits gesehen. Und nun saß ihr eigener Mann ihr gegenüber, sie spürte seine enorme Scham, sein Leid, seine Verzweiflung, seine Angst, sie würde ihn nun verachten und mit den Kindern verlassen.

Sabina wollte für ihre Liebe, für ihre Familie kämpfen. Wenig später übersiedelte die ganze Familie für ein Jahr nach Wien, dies war schon länger

geplant. Sabina drängte ihn, einen Therapeuten zu suchen. Stephen wehrte sich zunächst, er glaubte, sich unter Kontrolle zu haben. Doch er täuschte sich selbst, wie er seinem Tagebuch anvertraute: „Bitte versuchen Sie mir zu helfen. Ich habe so viel zu verlieren“, schrieb er und richtete diese Bitte an seinen späteren Therapeuten, den Wiener Psychiater Alfred Springer.

Dann kam der Anruf aus Cambridge. Er war einer von sieben Ärzten weltweit, die in den Ausbildungslehrgang für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Harvard-University aufgenommen wurden. „Ich wollte nicht, dass er diese Ausbildung macht; das wäre, wie wenn ein Alkoholiker im Weinkeller arbeiten würde“, blickt Sabina zurück. Sie war klar dagegen, er zögerte, Sabina seine Entscheidung mitzuteilen: Er wollte nach Harvard, sich beruflich weiterentwickeln und anerkannt sein, und auch die Nähe zu Buben haben, schrieb er in sein Tagebuch. „Damals waren die Kräfte in Harvard und all diese Eliten, die ihn förderten, noch stärker,“ sagt

Fortsetzung auf Seite 22

Fortsetzung von Seite 21

... verlieren

Sabina: „Das Jahr in Wien hat ihm gut getan. Er war bei den Kindern, er war ihnen ein fürsorglicher Vater.“ Zurück in Cambridge begann Stephen seine Top-Ausbildung in den elitärsten Kreisen namhafter Psychiater. Springer hatte Stephen eine intensive Psychoanalyse empfohlen, doch der angehende Kollege entschied sich zwar für einen erfahrenen Therapeuten, mit dem er aber in einem Gesprächssetting blieb. Nur so konnte er seine manipulative Gabe einsetzen, nur so aber blieben die tiefen ungeklärten Ursachen für seine Störung unberührt.

Die Zeit in Cambridge begann mit einer seltsamen Zuversicht. Stephen hatte ein älteres Paar kennengelernt, der Mann war ebenso Kinderpsychiater, der ihm anvertraute, auch pädophile Phantasien zu haben. Aber er habe es unter Kontrolle. Wenn Sabina wieder einmal voll Sorge war, beruhigte sie ihr Mann, es sei alles nicht so schlimm, dieser Freund habe es auch geschafft, der Rest sei ihr Problem allein, nicht seines. „Damals schlich sich eine Schrägheit ein, mein Bauchgefühl war aber immer richtig“, erzählt die heute 41-Jährige. Sie ahnte, dass dieser Mann und Stephen sich etwas vor machten. Als sie später um ihr Leben kämpfte und bei diesen Leuten Hilfe suchte, erfuhr sie Ablehnung und Ignoranz.

Der Mann, der Kinder tötet

Doch trotz dieses demonstrativen Optimismus wurde Stephen immer depressiver, begann zu trinken, nahm Anti-Depressiva. Irgendetwas stimmte einfach nicht. Nicht unweit ihres Einfamilienhauses wohnten auch Stephens Eltern, gebildete Leute der oberen Schicht. Wenn sie die Schwiegereltern besuchten, hatte Sabina das starke Gefühl, einer Antwort näher zu sein: auf das Warum. In Anwesenheit des dominanten Vaters war Stephen der eingeschüchterte Bub, der nur „Yes, Dad“ von sich gab. Nur einmal wagte er es, den Eltern ernsthaft zu widersprechen. Es war nach einem Wochenende. Die Kinder hatten es bei den Großeltern verbracht.

Als die Kleinen wieder bei den Eltern waren, hatte Sara arge Alpträume, und erzählte von einer Geschichte, die der Opa erzählt hatte, dass es einen bösen Mann gebe, der alle Kinder töten wolle.

Die Großeltern reagierten empört, als Sabina und Stephen den Großvater daraufhin ansprachen, was vorgefallen sei: Kinder würden doch oft was erfinden, warum dieser Zirkus, so die Antwort. Stephen wurde von den Eltern mit bösesten Vorwürfen überhäuft. „Bis heute steht dieses Ereignis ungelöst im Raum, bleibt die Person des Großvaters rätselhaft“, meint Sabina.

Sie vermutet ein dunkles Geheimnis, das auf der Familie lastet. Auch Stephens Mutter wurde als Kind von ihrem Onkel missbraucht, hatte dies aber nie verarbeitet. Sie hatte nur Brüder, und hatte selbst drei Buben geboren. Die Ehe war konfliktreich, aber dennoch stand sie treu an der Seite ihres Mannes. Als Stephen geboren wurde, war sie enttäuscht, sie hatte sich so sehr ein Mädchen gewünscht. „Sie hatte nie akzeptiert, wie Stephen wirklich war und was er wirklich wollte. Schon als Kind hatte er sich nicht richtig



Nicht hinschauen, nichts verraten: Sabina wollte aber nicht wegschauen, sie ergriff die Flucht.

geföhlt. Er war immer klüger als die anderen und fühlte sich nie dazugehörig und nie wie ein Kind.“ Später malte Stephen ein Bild von einem Traum, der ihn immer wieder quälte: Er selbst liegt nackt in der Badewanne, daneben der bedrohliche Vater, ein nackter Bub klettert durch das Fenster herein. Was das zu bedeuten hatte, wusste Sabina nicht, ebenso wenig konnte oder wollte es Stephen erklären. Eines aber wusste Sabina: Stephen war nicht als Pädophiler auf die Welt gekommen. Irgendetwas in dieser Familie war gehörig faul.

Und dann kam jener Tag im Oktober 2000. Sabina hatte Nachtdienst. Ihr österreichisches Au-pair-Mädchen hatte frei. Da rief Stephen verzweifelt an, Simon sei krank, er schreie und sei nicht zu beruhigen, sie solle doch auf der Heimfahrt Medikamente aus der Apotheke mitnehmen. Stark irritiert fuhr sie am nächsten Morgen nach Hause. Nach dem Frühstück, Stephen war schon gegangen, erzählte der damals dreijährige Simon der Mutter: „Der

Papa ist böse. Der Papa hat meinen Penis verbrannt. Ich mag das nicht!“ Simon zeigte der Mutter und dem Au-pair-Mädchen, was passiert war. Es gab für die Mutter keinen Zweifel: Stephen hatte den eigenen Sohn missbraucht. Er musste neben dem kleinen Buben masturbieren, während er den Penis des Kindes schüttelte.

„Der Papa ist böse“

Sabina war am Ende, sie konnte mit keiner professionellen Person darüber reden, sonst müsste diese eine Anzeige machen, wozu man in den USA bei Verdacht auf Kindesmissbrauch verpflichtet ist. Dann würde man ihr die Kinder bis zur Klärung der Sachlage wegnehmen. Stephen stritt die Tat vehement ab, warf ihr vor, ihre Ängste auf das Kind zu übertragen. Eines Nachts legte Stephen seine Hände um Sabinas Hals, er drückte nicht zu, in diesem Moment hatte sie das Gefühl, ein fremdes Wesen in ihm zu erkennen. Sie begriff, es ging nun um ihr Leben und das

der Kinder. Es gab keine Alternative außer der Flucht. Sie und die Kinder verließen nicht nur einen Menschen, der ihnen Furchtbares angetan hatte, sondern einen, den sie liebten, der ihnen auch ein liebevoller Mann und Vater gewesen war. Die große Trauer über diesen Verlust kam erst später, als der Schock nachließ, als sie mit zwei Koffern in Wien gelandet waren, in einer anderen Welt. Sie hatte auch ihre gesamte materielle Basis verloren und lebte danach am Existenzminimum. Dazu kam die Angst, dass ihr niemand glauben würde, erzählt Sabina heute.

Sie zeigte ihren Ehemann an. Ein unglaublich schwieriger Schritt. „Man schämt sich so, es ist unerträglich, um wie viel schrecklicher muss diese Scham für Menschen erst sein, die pädophil sind.“ Der Wiener Kinderpsychiater Max Friedrich erstellte das Gutachten und kam zu dem Schluss, dass ein sexueller Missbrauch „nicht mit der für das Gericht notwendigen Sicherheit“ festgestellt werden kann (siehe

„Notwendige Sicherheit“

Kinderpsychiater Max Friedrich lässt die Kritik an seinem Gutachten im Fall Sabina nicht gelten: Er habe ein Besuchsrecht nur unter Auflagen empfohlen.

Sabinas Erfahrung vor Gericht ist kein Einzelfall: Anklagen wegen sexuellem Missbrauch bei sehr kleinen Kindern führen nur allzu selten zu einer Verurteilung des Täters. Zu schwierig ist die Beweisführung: die Aussage des kleinen Kindes ist leicht angreifbar. Eine arge Ernüchterung für die Vertreter des Opfers, und auch für Sabina.

Besonders enttäuscht zeigte sie sich über das Gutachten des renommierten Kinderpsychiaters Max Friedrich. Dieses kam zum Schluss: „Es kann nicht mit der für das Gericht notwendigen Sicherheit ein sexueller Übergriff festgestellt werden ... Ob der Kindesvater tatsächlich die von der Kindesmutter behaupteten pädophilen Tendenzen aufweist, kann nicht mit der für das Gericht notwendigen Sicherheit erklärt werden.“ Und weiter: „Der Kindesvater wurde vom Sachverständigen nicht gesehen, erscheint aber aufgrund seiner brieflichen Äußerungen durchaus imstande, Besuchskontakte zu seinen Kindern zu pflegen.“ Dem Vater wurde ein Besuchsrecht

unter Auflagen eingeräumt, anfänglich unter Beisein einer neutralen Person, später allein, aber nur nach einem Ergänzungsgutachten. Nach diesem Gutachten wurde dem Gericht geraten, „dem Kindesvater, seinem Beruf entsprechend, ein umfassendes Besuchsrecht in Österreich einzuräumen“. Nach einer Probephase solle das sogar mit Übernachtung möglich sein, da die Kinder damals schon in einem Alter (sieben und fünf Jahre alt) seien, in dem sie sich „gegenüber Übergriffen des Vaters hinreichend artikulieren können“. Sabina wollte ihre Kinder aber vor weiteren Übergriffen schützen. Zudem: Ihr Sohn habe sich auch mit dreieinhalb Jahren, zur Zeit der Untersuchung für das Erstgutachten, schon sehr gut artikulieren können.

Max Friedrich versteht die Kritik der Mutter nicht. Er habe im Interesse der Kinder gehandelt, die den Vater brauchten, und eine Besuchsregelung mit Auflagen vorgeschlagen. Der Vorstand der Universitätsklinik

für Kinder- und Jugendpsychiatrie am AKH Wien betont, wie schwierig es sei, Kleinkinder zu befragen. In etwa fünf Prozent der angezeigten Missbrauchsfälle seien den Kindern – etwa bei Rosenkriegen – Aussagen über Missbrauch eingeredet worden. „Das ist die andere Seite“, so Friedrich. Dass der Kindesvater ein angesehener Kinderpsychiater war, habe keinen Einfluss auf sein Gutachten gehabt, sagt er: „Natürlich suchen sich Pädophile oft einen Beruf, in dem sie viel mit Kindern zu tun haben.“

Sorge um eine weitere Diskreditierung des Berufsstandes habe es keine gegeben. Sabinas Anzeige erfolgte zu jener Zeit, als gerade der Fall Franz Wurst für Aufsehen sorgte. Der ehemalige Kärntner Kinderarzt war 2002 wegen Anstiftung zum Mord an seiner Frau zu 17 Jahren Haft verurteilt worden. Der Auftragsmörder war Wursts Patenkind, den er ähnlich wie zahlreiche weitere Opfer sexuell missbraucht hatte. bog

Artikel unten). Die Klage blieb ohne Konsequenz. Sabina fühlte sich ohnmächtig. Sie glaubte sich noch immer mit den Kräften der Psychiater-Community konfrontiert, die keinen Skandal in ihrem Berufsstand wollten.

In der Zwischenzeit hatte der enorme psychische Stress beinahe Sabinas Leben gekostet: Sie hatte einen Magendurchbruch erlitten. Als sie aus der Narkose erwachte, wusste sie, dass sie richtig gehandelt hatte. Später schlichen sich aber wieder Schuldgefühle ein.

Nur noch einmal sah sie Stephen, als er im November 2001 nach Wien kam. Es erfolgte die einvernehmliche Scheidung. Im Beisein einer neutralen Person traf der Vater seine Kinder, damals sechs und vier Jahre alt. Er entschuldigte sich bei ihnen, sollte er ihnen je weh getan haben. Er wurde nicht konkreter. „Da war er wieder professionell, da hat er viel gut gemacht.“

Nach seiner Abreise telefonierte die Kinder jeden Sonntag mit ihm. Auch noch am Sonntag, dem 12. Jänner 2003; er erzählte, dass er angeln war. Alles ganz normal. Drei Tage später nahm Stephen sich das Leben.

„Ich gehöre eigentlich weg“

Stephens Eltern machten Sabina für den Tod ihres Sohnes verantwortlich. Es sei ein Brief von Sabinas Anwältin beim verstorbenen Sohn gefunden worden, in dem er aufgefordert wird, den nie bezahlten Alimentsforderungen endlich nachzukommen. Einen anderen Brief fanden sie allerdings nicht: den vom Gericht.

Erst im vergangenen Herbst erfuhr Sabina ein weiteres Stück der Wahrheit: Stephen hätte am 17. Jänner 2003 vor Gericht aussagen müssen. Ein Bub, sein ehemaliger Patient, hatte Stephen angeklagt, ihn sexuell missbraucht zu haben. Er war einer dieser Buben, die aus zerrütteten Familien kamen und Schutz gesucht hatten, deren sich Stephen annahm; als kompetenter, einfühlsamer, geschätzter Psychiater, aber auch als jemand, der ihn dann missbrauchen sollte. Scheinbar perfekt getarnt im weißen Mantel des übermächtigen Arztes.

Im vergangenen November sagte Sabina via Telefonkonferenz für den Buben aus, der nun endlich Anspruch auf Therapie hat. Seither haben die Großeltern jeden Kontakt abgebrochen. Sie bängen um ihren Ruf.

„Stephen hat einmal gesagt, wenn jemand seine Kinder missbrauchen würde, den würde er töten. Er wusste im Grunde immer, dass er eigentlich weggehört. Aber solange wir diesen Menschen nur den Tod wünschen, kommen wir nicht weiter“, so Sabina: „Es muss einen geschützten Raum geben, wo selbst diese Menschen urteilsfrei über ihre Gefühle sprechen können. Nur so kann Heilung beginnen.“ Stephen war der Mann, den sie geliebt hat, trotz seiner massiven Störung, die aber nicht den ganzen Menschen ausmachte. Er war dennoch für seine Taten verantwortlich.

In ihm steckte eine enorme Sehnsucht nach seiner Kindheit. Es wurde eine grausame Sucht daraus. Er hat ein Kind gesucht, er hat im Grunde immer nur sich selbst gesucht.

Sabina und ihre Kinder haben es mit therapeutischer Hilfe geschafft, dieses Trauma zu verarbeiten. Die Namen der Familie wurden von der Redaktion geändert.

In der aktuellen Diskussion über den Umgang mit pädophilen Tätern werden häufig Strafverschärfungen an die erste Stelle gereiht. Jedoch nicht bei jeder Diskussionsbemerkung scheint ausreichende Sachkenntnis vorhanden zu sein.

Pädophilie ist eine sexuelle Präferenzstörung. Konkret bezeichnet sie eine sexuelle Präferenz für vor- oder frühpubertäre Kinder. Diese Präferenz zeigt sich in entsprechenden Sexualphantasien und/oder einem drängenden Bedürfnis nach sexuellen Betätigungen mit Kindern. Nicht alle Pädophilen missbrauchen tatsächlich Kinder. Von Pädophilie kann man nur sprechen, wenn der Altersunterschied zwischen Täter und Opfer mindestens 5 Jahre beträgt und wenn der Täter mindestens 16 Jahre alt ist.

Pädophilie ist keine sexuelle Orientierung wie Hetero- oder Homosexualität, wie manchmal behauptet wird. Sexuelle Orientierungen bezeichnen das Streben nach sexuellen Beziehungen bzw. Partnerschaften, die grundlegend auf einem beiderseitigen Einverständnis mit den geplanten oder durchgeführten sexuellen Aktivitäten beruhen. Dies ist bei Kindern nicht der Fall: Die Tatsache, dass die pubertäre Entwicklungsphase noch nicht erreicht oder noch nicht abgeschlossen wurde, bedeutet, dass die Art und Intensität des erwachsenen Sexualerlebens nicht vorgestellt, nicht phantasiert und daher auch nicht gewollt werden kann. Das Kind kann nicht sein Einverständnis zu etwas geben, das es sich aufgrund seiner psychischen Entwicklung nicht vorstellen kann. Es kann also kein „Sexualpartner“ sein. Wird das Kind dennoch in eine sexuelle Betätigung mit einem Erwachsenen hineingezogen, kann es dieses Erleben meist nicht ausreichend verarbeiten und erleidet dadurch psychische Dauerschäden.

Hormone und Kastration

Wie bei allen chronischen psychischen Störungen, sind die Ursachen der Pädophilie multifaktoriell. Aus der Wirksamkeit von anti-hormonellen Medikamenten lässt sich ableiten, dass der Testosteronspiegel, also die Menge der männlichen Sexualhormone, meistens eine gewisse kausale Rolle spielt. Allerdings wurden auch schon pädophile Übergriffe bei erniedrigtem Testosteronspiegel nachgewiesen, weshalb diese Medikamente (die sogenannte „chemische Kastration“) auch keinen sicheren Schutz gegen Rückfälle von pädophilen Tätern bieten.

Die moderne Neurobiologie konnte auch die Bedeutung bestimmter Transmitterstoffe im Gehirn für pädophile Impulse zeigen, etwa Serotonin und Dopamin. Diese Stoffe sind jedoch nicht spezifisch für die Pädophilie. Dennoch können konstitutionelle Belastungen, die sich in diesen Gehirnmechanismen ausdrücken, als Dispositionen zur Pädophilie eine Rolle spielen. Bedeutsam sind aber vor allem Störungen der frühen Bindung zu den primären Bezugspersonen, also meistens den Eltern. Solche frühen Stö-

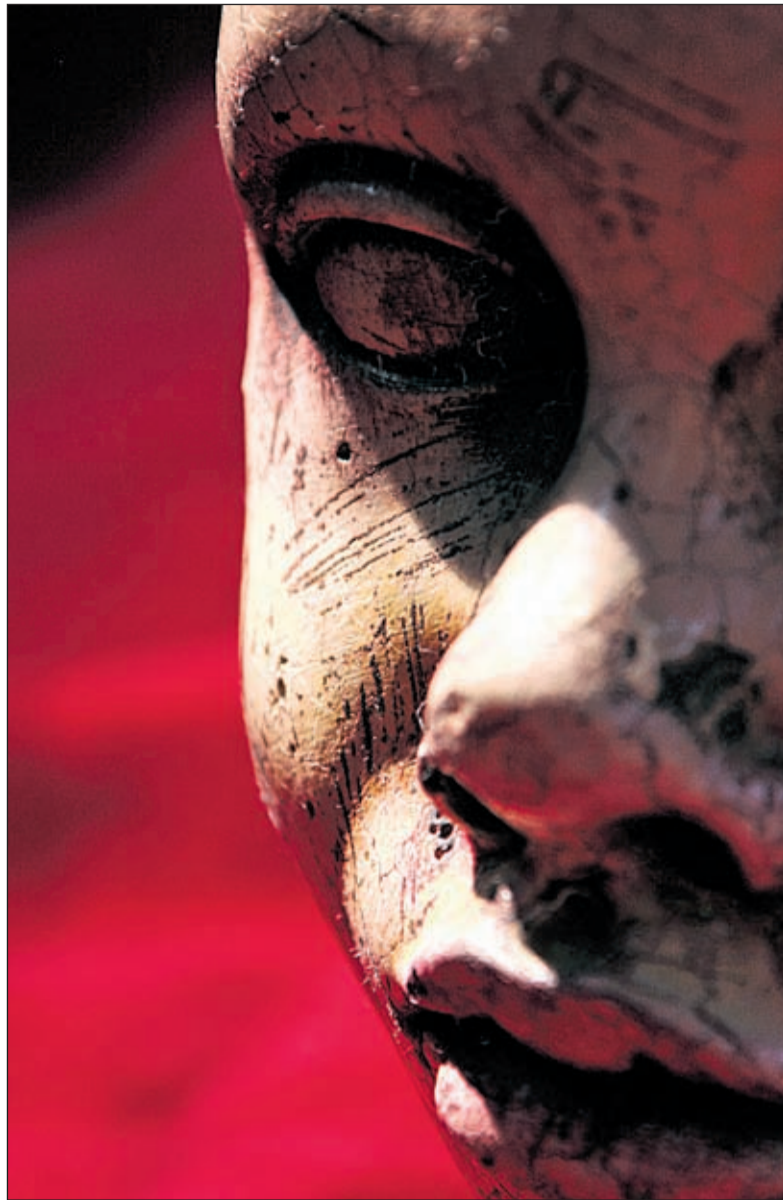
rungen können die Ausbildung reiferer psychischer Strukturen verhindern, die Ablösung von der Mutter erschweren oder blockieren, und die Identifizierung mit einem männlichen Vorbild verunmöglichen. Dazu kommen zum Teil schwere Traumatisierungen. Untersuchungen zeigen, dass möglicherweise mehr als die Hälfte aller Pädophilen selbst als Kinder missbraucht worden ist. Die spezifische psychische Verarbeitung, die im späteren Pädophilen vorgeht, führt zu einer inneren, erotisierten Fixierung auf die Mutter, der er durch die pädophile Rollenkehr, das sogenannte *Selbstvertauschungsgieren*, zu entkommen versucht: Im Delikt nimmt er selbst die Rolle der übermächtigen, unverständlich erotisierten Mutter ein und projiziert sein kindliches Ich in das kindliche Opfer.

Spirale der Manipulation

Eine häufig zu beobachtende Schwierigkeit besteht bei pädophilen Patienten in deren Schein Anpassung an den Therapeuten. Die Patienten finden rasch heraus, was der Therapeut von ihnen will und liefern es ihm, ohne sich innerlich zu verändern. Das ist nicht immer psychopathische Manipulation, obwohl auch das vorkommt, sondern hängt mit der Tendenz dieser Patienten zusammen, sich mit dem Bedürfnis des Gegenübers, mit dem Bedürfnis der Autorität, biografisch ursprünglich mit dem Bedürfnis der Mutter, zu identifizieren. Diese Schwierigkeit reflektiert also die nicht gelungene Ablösung vom Primärobjekt, die zu einem Verstecken und Abspalten der eigenen Interessen und Bedürfnisse führt. Genau das muss aber geändert werden, wenn eine Therapie erfolgreich sein soll.

Eine andere typische Schwierigkeit in der Psychotherapie mit Pädophilen sind die Verharmlosungen und Verdrehungen. Am häufigsten hört man irgendeine Variante der Grundaussage, das Kind habe es ja selbst gewollt. Nur in seltenen Fällen ist das eine bewusste, reine Lüge. Meistens leben die Täter mit automatisierten kognitiven Verzerrungen, d.h. sie glauben das, was sie sagen. Sie verleugnen bestimmte Tatsachen oder zumindest die emotionale Bedeutung dieser Tatsachen. Sie biegen ihre Wahrnehmungen zurecht, überbetonen die einen Elemente und lassen andere unter den Tisch fallen. Irgendwie ahnen die meisten zwar, dass sie sich da etwas vormachen, aber es dauert lange in den Therapien, bis sie das sagen und ehrlich darüber reden können.

Natürlich sind Kinder neugierig und wollen auch ihren und den Körper von anderen untersuchen. Sie sind interessiert, wie sich dieses und jenes anfühlt und können mit solchen Interessen auch sehr deutlich auf Erwachsene ihres Vertrauens zugehen. Das ist alles ganz normal und unproblematisch, solange der Erwachsene dort eine Grenze zieht, wo es um die Befriedigung seines eigenen Begehrens zu gehen beginnt. Diesen Übergang nehmen gesunde Kinder in der Regel auch ganz klar wahr und



Machtgefühle über ein Kind prägen das Denken des Pädophilen.

„Das Kind hat es gewollt“

Was geht in einem Menschen mit pädophiler Störung vor? Ein Psychogramm. VON FRITZ LACKINGER

wollen es nicht. Sie sagen Nein oder ziehen sich zurück.

Sehr schwierig kann es aber bei Kindern werden, die bereits vorgeschädigt sind. Kinder, die sich von den primären Bezugspersonen im Stich gelassen und sehr einsam fühlen, beginnen unter Umständen, die Nähe von alternativen Personen zu suchen. Wenn sie aus irgendeinem Grunde vermuten, dass sie diese Nähe nur erhalten können, wenn sie sich sexuell als gefügig erweisen, dann kann es vorkommen, dass sie gewissermaßen in vorauseilendem Gehorsam dem „Onkel“ seine pädophilen Wünsche von den Augen ablesen und es nur eines relativ geringen Druckes bedarf, das Kind zum Mitmachen zu veranlassen. Die verzerrte Wahrnehmung und die Verleugnungsneigung der Pädophilen hat dann leichtes Spiel, sich selbst vorzumachen, das Kind habe alles selber gewollt.

Sehr häufig wird aber wesentlich mehr Druck ausgeübt, indem gesagt wird, der „Onkel“ würde das Kind nicht mehr mögen, wenn es nicht mitmache, oder – im Nachhinein – der „Onkel“ würde ins Gefängnis kommen, wenn es etwas ausplaudern würde, der „Onkel“ würde der Mama sagen, was bereits geschehen sei, wenn das Kind nun nicht mehr weiter mitmachen wolle usw. usf.

Pädophile können sich aber selbst in diesen Fällen noch vormachen, dass ja kein Zwang ausgeübt worden sei, man sei nie gewalttätig gewesen, also sei alles freiwillig gewesen. Die Absurdität dieser Argumentationen scheint augenfällig, doch die Verleugnungsfähigkeit des Menschen ist derart gigantisch, dass er sich auch über die größten Unglaubwürdigkeiten hinweg lügen kann.

Manche Pädophile behaupten, dass sie als Kinder glücklich ge-

wesen wären, von einem Erwachsenen in die Sexualität eingeführt zu werden. Dies ist ein *konkretistisches Missverständnis*: Was ihnen in Wirklichkeit gefehlt hat, war Wärme, Zuneigung und Vertrauen. Dieser Mangel war jedoch derart bedrückend, dass sie keine Fähigkeit erwarben, emotionale und psychische Bedürfnisse überhaupt gedanklich zu erfassen und innerlich zu repräsentieren. Sie haben gewissermaßen keine psychische Realität ausgebildet. Sie greifen in ihrer Verzweiflung auf den primitiveren Modus der physischen Realität zurück, und versuchen ihr Leiden und ihre Wünsche in diesem präpsychischen Modus auszudrücken.

Psychotherapie kann die Rückfälligkeit von Missbrauchstätern deutlich reduzieren, sie kann jedoch keine Garantie gegen jeden Rückfall gewährleisten. Dies können jedoch auch medikamentöse Therapien nicht, genauso wenig wie längere Gefängnisstrafen. Längere Haftzeiten allein, ohne Therapie, beugen zwar Rückfällen während der Haft vor, können aber die Rückfallsraten nach der Entlassung sogar erhöhen. Die verzweifelte Forderung nach lebenslangen Freiheitsstrafen für pädophile Missbraucher ist menschenrechtlich nicht zu verantworten und in einem Rechtsstaat nicht zu verwirklichen.

Lange Haft oder Therapie?

Man sollte die Therapiekapazitäten im Straf- und Maßnahmenvollzug sowie in der Nachbetreuung massiv ausbauen. Derzeit erhalten immer noch nicht alle Sexualstraftäter, die inhaftiert sind, eine psychotherapeutische Behandlung. Und jene, die eine Therapie bekommen, erhalten diese oft erst kurz vor der Entlassung. Zusätzlich müsste die Möglichkeit für Pädophile, in Therapie zu gehen, bevor eine Straftat gesetzt wird, großzügig ausgebaut werden. Wir haben derzeit nur wenige solche Plätze, weshalb damit auch nicht groß in die Öffentlichkeit gegangen wird.

Es bleiben daher nach wie vor hunderte Pädophile in Wien unbehandelt, obwohl sie sich möglicherweise einer Therapie unterziehen würden, bevor sie erstmals ein Kind missbrauchen. Die Aufbringung dieser Mittel sollte das Thema der öffentlichen Debatte sein, nicht die Frage, ob man die Pädophilen lebenslang einsperren oder gleich kastrieren soll.

Der Autor ist Psychoanalytiker und psychotherapeutischer Leiter des Forensisch Therapeutischen Zentrums Wien und arbeitet seit 22 Jahren mit pädophilen Männern.

DUNKELZIFFERN

Nach Schätzungen wird jedes vierte Mädchen und jeder achte Bub bis 16 Jahren Opfer von sexueller Gewalt. Angezeigt wird nur ein Bruchteil der Fälle (691 Fälle 2007). Pädophile sind nur eine Tätergruppe. Der sexuelle Missbrauch wird bei Mädchen bis zu 98 Prozent von Männern verübt, bei Buben bis zu 90 Prozent. Pädophilie ist bei Frauen

extrem selten, bei von Frauen verübtem sexuellen Missbrauch liegen meist andere Störungen zugrunde. Nur sechs bis 15 Prozent aller Täter sind für das Opfer Unbekannte. bog

Anlaufstellen:
Für Opfer von sexuellem Missbrauch:
www.die-moewe.at
Für (mögliche) Täter:
www.ftzw.at

Nächste Woche lesen Sie im
D O S S I E R

Musikland Österreich

- Alfred Hosp: Die Lust, Klask zu vermitteln.
- Walter Dobner über Karajan.
- Musikverein und Konzerthaus: 150 Jahre Chor.
- Wie sich das Musik-Repertoire verändert.

„Auch wir können fallen“

PHILIP ZIMBARDO, Leiter des Stanford Prison Experiments, über die Macht des Bösen.



Abu Ghraib. Wo Menschen zu Tieren wurden.

DIE FURCHE: Herr Professor, Ihr neuestes Buch heißt „Der Luzifer-Effekt“. Um Religion geht es dabei nicht.

PHILIP ZIMBARDO: Richtig. Jedoch bringt die Geschichte von Luzifer mein Anliegen auf den Punkt: Luzifer lebte zunächst als Erzengel an Gottes Seite und wurde später zum Teufel. Das ist die extremste denkbare Wandlung. Wir glauben nur allzu gerne, dass das Gute in uns ist und dass uns das vor dem Bösen schützt. Aber auch wir können fallen. Es existiert keine undurchdringliche Barriere zwischen Gut und Böse.

DIE FURCHE: Diese Botschaft untermauern Sie mit psychologischen Studien. Unter anderem mit einer detaillierten Erzählung des Stanford Prison Experiments, das Sie selbst leiteten.

ZIMBARDO: Und es ist immer noch ein sehr lehrreiches Beispiel. Die Teilnehmer waren allesamt junge Menschen aus der Mittelschicht. Sie wurden auch ausgewählt, weil sie nach psychologischen Tests als völlig durchschnittlich eingestuft worden waren.

DIE FURCHE: Das Experiment war auf zwei Wochen angesetzt, doch nach sechs Tagen musste es abgebrochen werden. Ja, der Gefangene Doug erlitt bereits nach 36 Stunden einen psychischen Zusammenbruch. Wie konnte die Situation so schnell eskalieren?

ZIMBARDO: Ich denke, man muss das vor dem Hintergrund der damaligen Zeit sehen. 1971 war eine Zeit des studentischen Aktivismus. Die Jugend war Anti-Vietnam, gegen den industriellen-militärischen Komplex, für Frauenrechte etc. Alle Probanden meinten vorher, sie möchten lieber Gefangene sein, keiner wollte die Rolle eines Gefängniswärters spielen. Auch kamen sie mit den falschen Erwartungen. Sie dachten, das sei leicht verdientes Geld und sie hätten eine ruhige Zeit – etwa zum Lesen und Lernen. Doch die Rebellion am zweiten Tag veränderte die psychologischen Dynamiken radikal: Die Gefangenen hatten sich mit Betten verbarrikadiert; die Wärter zogen sie gewaltsam aus ihren Zellen. Das war ein Wendepunkt.

DIE FURCHE: Aber der Unterschied zwischen Realität und Experiment hätte doch klar sein müssen.

ZIMBARDO: Wir bemühten uns ja gerade, ein möglichst realistisches

Szenario zu entwickeln. Die Übeltäter wurden zum Beispiel nicht ins Gefängnis eingeladen, sondern völlig überraschend durch die örtliche Polizei vor den Augen ihrer Nachbarn abgeführt. Auch der katholische Priester machte seine Sache ganz ausgezeichnet.

DIE FURCHE: Sie waren Studien- und Gefängnisleiter in einer Person, wobei Sie immer mehr in die letztere Rolle verfielen.

ZIMBARDO: Ich bin keine Ausnahme. Spätestens nach dem psychischen Zusammenbruch eines zweiten Insassen hätte ich das Ex-

„Wer nicht an seine dunkle Seite glaubt, wird ein leichteres Opfer seines bösen Ichs.“

Philip Zimbardo, Professor für Sozialpsychologie (Universität Stanford)



Er erklärte den Gefangenen etwa, dass er sie da nicht rausholen kann. Nur ein guter Anwalt würde helfen. Das hob das ganze auf eine neue Realitätsebene. Die Gefangenen merkten bald, dass ihre Freiheiten stark beschnitten wurden. Sie dachten: Das ist wirklich ein Gefängnis, wenn auch ein von Psychologen geführtes.

periment abbrechen müssen, weil eigentlich alles gezeigt war, was wir zeigen wollten. Da bekenne ich mich schuldig. Heute würde man eine Ethik-Kommission zur Überwachung einsetzen, um eine externe Kontrolle zu haben. Aber wir hatten damals bloß ein winziges Budget von 2500 Dollar; ich war der Leiter, zwei junge Uniab-

DER LUZIFER-EFFEKT

Als junger Psychologe wechselt Philip Zimbardo von der New York Universität an die Stanford Universität. An die Anonymität der Großstadt gewohnt, ist er erstaunt über den Gemeinschaftssinn in Palo Alto – und entscheidet sich für ein Real-Experiment: Er macht den Menschen in der Bronx und in Palo Alto je ein „Angebot zum Vandalismus“ in Form eines Autos ohne Kennzeichen und mit geöffneter Motorhaube.

Otto-Normal-Demolierer

Tatsächlich wird das New Yorker Modell im Nu ausgeweidet und demoliert; das kalifornische Gegenstück hingegen bleibt unversehrt. Ja, als es einmal regnet, schließt ein älterer Herr netter-

weise die Motorhaube. Das Ergebnis wäre vielleicht wenig überraschend, hätte Zimbardo nicht auch die Identität der Vandalen fotografisch festgehalten: Es handelt sich ausnahmslos um Weiße, alle gut gekleidet. Wie konnten ganz normale Bürger solch destruktive Taten begehen? Zimbardo schließt individuelle Charakterschwächen aus und konzentriert seine Forschung fortan darauf, wie Situationen den Menschen dazu bringen, Böses zu tun.

Rund vierzig Jahre später weiß die Psychologie sehr viel mehr über die Macht der Umstände, wie Zimbardo – nunmehr bekannter Psychologie-Professor – mit seinem neuen, elegant geschriebenen Sachbuch „Der Luzifer-Effekt“ belegt. Dabei wird in mehreren Ka-

piteln die Geschichte des Stanford Prison Experiments rekapituliert (das Zimbardo einst leitete).

Labor- & echtes Gefängnis

Später werden Parallelen zur Situation in Abu Ghraib gezogen (wo er einen Soldaten erfolglos vor Gericht verteidigte). Immer wieder werden kleinere und größere Ereignisse in die Erzählung eingeflochten. Zum Beispiel der Völkermord in Ruanda. In nur drei Monaten schlachteten die Hutus rund eine Million Tutsis ab; zuvor hatten die Stämme friedlich Haus an Haus gelebt. Wie konnte das passieren? Nicht immer ist das Buch so voller Grauen. Stets jedoch steht die Zerbrechlichkeit des Humanen im Zentrum. Dabei sind es gerade

solventen und ein Student halfen mit. Dass selbst ich als Erwachsener und Psychologe den Rollenzwängen nicht entkommen konnte, spricht aber auch für die Macht von solchen Situationen.

DIE FURCHE: Lassen sich einzelne Faktoren benennen, die diesen Ausgang provozierten?

ZIMBARDO: Die Menschen verfangen sich in den Rollen, die sie spielen sollen. Dabei trägt schon eine Uniform viel zu einer neuen Identität bei. Verspiegelte Sonnenbrillen, wie wir sie verwendeten, schafften Distanz. Die Gefangenen wurden mit Nummern statt Namen gezielt ent-individualisiert. Wenn dann einer anfängt, die Gefangenen als „Hunde“ oder „Schweine“ zu beschimpfen, sind diese Menschen endgültig enthumanisiert. Viel funktioniert über Sprache, prinzipiell ist wenig physische Gewalt vonnöten.

DIE FURCHE: Sehr viele Gewalttätigkeiten gab es im irakischen Gefängnis Abu Ghraib. Haben dort die gleichen Mechanismen gewirkt?

ZIMBARDO: Ja. Aber der Stress für die als Wärter arbeitenden Soldaten war ungleich höher: Rundherum herrschte Krieg. Das Gefängnis stand von außen unter Beschuss. Innen drohten Aufstände – die Lebensbedingungen für die Gefangenen waren katastrophal. Noch dazu waren die Vorgaben seitens der Führung höchst unklar. Dadurch wurden diese schlimmen Menschenrechtsverletzungen erst möglich.

DIE FURCHE: Mit dieser Argumentation haben Sie versucht, einen der Angeklagten, Sergeant Chip Frederick, zu verteidigen – und sind vor Gericht auf taube Ohren gestoßen. Warum?

ZIMBARDO: Chip Frederick war ein vorbildlicher Soldat. Das geht aus seinem Lebenslauf hervor. Psychologische Tests zeigten, dass er ganz normal war – vergleichbar den Probanden des Stanford Prison Experiments. Einige militärische Untersuchungen bestätigten die speziellen Umstände in Abu Ghraib. Die US-Regierung wollte aber unbedingt beweisen, dass es sich hier bloß um ein paar „faule Äpfel“ handelte und dass sie solches Verhalten nicht billigte. Die Strafen waren deshalb besonders hart – konkret: acht Jahre Gefängnis für Chip Frederick.

DIE FURCHE: Aber wäre das nicht eine zu einfache Entschuldigung – einzig die Situation für die Greuel verantwortlich zu machen?

ZIMBARDO: Ich will damit gar nichts entschuldigen. Die Übeltäter haben ein Verbrechen begangen. Mit dieser moralischen Last müssen sie leben. Aber die Analyse der Situation sollte zu einem mildereren Urteil führen.

DIE FURCHE: Warum wurden die außerordentlichen Umstände nicht berücksichtigt?

ZIMBARDO: Weil das besser in die Vorstellungen der Bush-Administration gepasst hat. Wer die Umstände mit einbezieht, kann auch auf jene zeigen, die diese Umstände erst geschaffen haben. Und ja: Ich sage, die US-Regierung trägt Mitschuld an den Misshandlungen.

DIE FURCHE: Inwiefern ist Ihre Expertise ungewöhnlich vor Gericht?

ZIMBARDO: Tatsächlich baut fast die ganze Psychologie auf dem einzelnen Individuum auf, besonders stark etwa auch im psychiatrischen Bereich. Demnach besitzt jeder Mensch bestimmte Dispositionen: etwa eine Veranlagung zur Gewalttätigkeit, Schüchternheit etc. Neuerdings versucht man diese Charaktereigenschaften sogar in den Genen festzumachen. Für mich ist dieser Blick auf den Einzelnen – als ob er in einer Kapsel leben würde – ein künstlicher. Persönlichkeiten verändern sich doch, je nach dem, mit wem wir zusammen sind.

DIE FURCHE: Wer von fixen Eigenschaften ausgeht, weiß auch schon, wer zum Sadismus neigt und wer nicht.

ZIMBARDO: Ja. Ich frage meine Studierenden oft in den Seminaren: Wer von euch hätte zu den guten Gefängniswärttern gehört? Fast jeder meint, dass er einer von diesen sei. Ich frage dann immer nach: Wie kann es sein, dass, wenn niemand ein böser Gefängniswärter ist, es sie aber offensichtlich trotzdem gibt. Meine Überzeugung ist: Wer nicht an seine dunkle Seite glaubt, wird ein leichteres Opfer seines bösen Ichs. In diesem Sinne sehe ich mein Buch auch als Warnung an den Leser: Sei wachsam! Nur so kann man der Macht der Situation etwas entgegenhalten – und vielleicht sogar zum Helden werden.

Das Gespräch führte
Thomas Mündle.

die weniger extremen Beispiele, die einem die eigene Anfälligkeit für unmenschliches (Nichts-)Tun deutlich machen.

Soetwa jene Studie, bei der Theologie-Studierende von Psychologen eingeladen werden, um die Geschichte des Guten Samariters zu erzählen. Unter Stress gesetzt, hetzen die Referenten zum Termin – und neun von zehn verweigern einem am Weg sitzenden Notleidenden ihre Hilfe. Durch Variation des Zeitdrucks beweisen die Forscher, dass es allein dieser Faktor ist, der den Unterschied in Sachen Hilfsbereitschaft ausmacht, und nicht etwa eine angeborene Hartherzigkeit.

Zimbardo bezieht sich ausdrücklich auf Hannah Arendts Rede von der „Banalität des Bösen“. Sie fand

in Adolf Eichmann einen Mann, der zwar die Ermordung von Millionen Juden arrangierte, aber ansonsten „erschreckend normal“ war. Dem fügt der Stanford-Professor am Ende sein Konzept von der Banalität des Guten hinzu. Denn: Prinzipiell könne jeder ein Held sein. Voraussetzung ist, dass man sich der Rollenzwänge bewusst wird. Wegen der Konsequenzen fällt der Widerstand aber selten leicht. Jener Soldat etwa, der die Bilder von Abu Ghraib den Behörden zuspielte, wurde von seinen Mitsoldaten dafür gehasst. Ja, er kriegt bis heute Morddrohungen. TM

DER LUZIFER-EFFEKT
Von Philip Zimbardo
Spektrum Verlag, Heidelberg 2008
532 Seiten, geb., €41,10
(Deutsche Fassung: ab Juli 2008)